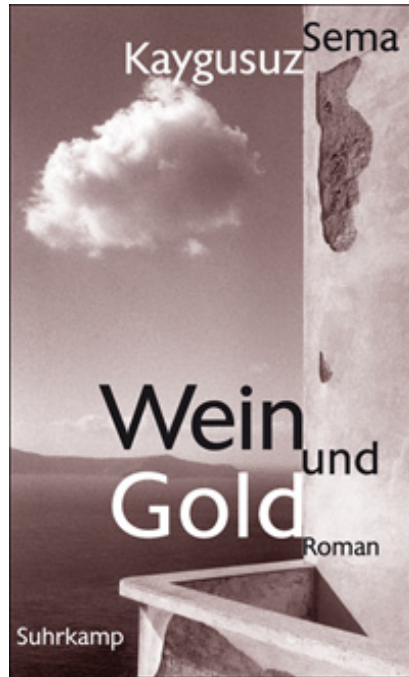


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Kaygusuz, Sema  
**Wein und Gold**

Roman

Aus dem Türkischen von Barbara Yurtdas und Hüseyin Yurtdas

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41996-0

SV



Sema Kaygusuz

*Wein und Gold*



Roman

*Aus dem Türkischen von*

*Barbara Yurtdas*

*und Hüseyin Yurtdas*

Suhrkamp

Titel der 2006 im Verlag Doğan Kitap in Istanbul  
erschienenen Originalausgabe: *Yere Düşen Dualar*

Die Übersetzung wurde vom türkischen Ministerium  
für Kultur und Tourismus gefördert (TEDA-Projekt).

© Doğan Kitap, 2006

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-41996-0

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

# Teil I ~ Wein



## *Das Gerücht*

Was wäre aus mir wohl geworden ohne die Gerüchte, die über mich verbreitet wurden? Mein gesamtes Erscheinungsbild ist das Werk der überbordenden Phantasie der Inselbewohner. Ihnen verdanke ich meine äußerst verknappte Rede, meine übertriebene Körpersprache, die das Gesagte Lügen straft, und vor allem meine Düsternis, die aus einer verworrenen Zeit auf die Leinwand der Gegenwart fällt. So haben sie mich hier Wort für Wort, Stück für Stück erschaffen.

Jetzt vor vier Jahren war das Gerücht so weit gereift, dass alle in seinen Bann gerieten. Es war ein stiller, sonniger Septembertag. Die Stille betone ich besonders. Denn hier gibt es insgesamt vielleicht zwanzig Tage im Jahr, an denen kein Wind weht. Normalerweise werden die Stimmen auf die Entfernung zu Salz. Sie kristallisieren aus, ehe man sie hört. Wenn wir uns gegenseitig verstehen wollen, stellen wir uns mit dem Rücken zum Wind. In jenem September mussten wir aber sprechen; es ging nicht an, ausweichende Sätze zu bilden. Andererseits war die Luft von ohrenbetäubendem Krach erfüllt. Die Saison war zu Ende, und die Touristen, die die Insel verließen, hatten die Landungsbrücke in einen Rummelplatz verwandelt, als sie mit all den Weinkrügen im Gepäck, ihren Bambuskörben und Olivenölfaschen die Fähre erstürmten. Wir Inselbewohner blieben dann wie immer allein zurück. Die Weinlese war gerade zu Ende, die Erntehelfer begannen in ihren Baracken das Bettzeug zusammenzupacken, und in den rückwärtigen Gassen hing ein säuerlicher Geruch von Trauben. Trotz all der Geschäftigkeit war es für mich ein Tag wie jeder andere.

Morgens um halb neun hatte ich die Bibliothek geöffnet, hatte mir auf dem kleinen Gaskocher Tee gebraut und bis zur



Mittagszeit an meinem Arbeitstisch aus Pressspan Rätsel gelöst. Schon lange hatte ich es aufgegeben, die Bücher zu katalogisieren. Meine Bibliothek ist eine Art Bücherfriedhof, ein sterbender Ort ohne Leser. Bloß im Winter kommen manchmal Schülerinnen und Schüler wegen ihrer Hausaufgaben. Das Gebäude war in den Anfangsjahren der Republik als einfacher Viereckbau errichtet worden und gleicht nun, von verholztem Efeu überwuchert, einem jahrhundertalten Mausoleum. In den beiden kleinen Fenstern auf der Vorderseite spiegelt sich das anschmiegsame rohe Grün. Wenn man von außen in das Gebäude hineinschaut, kann man die Niedergeschlagenheit hinter der harten Schale spüren. Jedoch alle Wände auf der Insel sind dünn, geradezu durchlässig. Man kann sich nicht verstecken. Besonders bei Windstille vermischen sich die Stimmen und die Wahrnehmungen.

Ehe das Gerücht sich verbreitete, war einzig mein Pressspan-tisch, an dessen Frontseite die amtliche Erklärung klebte *Ich verpflichte mich, in den Tischtischblenden keine geheimen Unterlagen aufzubewahren*, Zeuge meiner stummen Trauer und meines achtjährigen Beamten-daseins gewesen. In dieser Zeit hatte ich zwei Entwicklungsprozesse intensiv verfolgen können: zum einen, wie die Gelenke ihre Geschmeidigkeit verlieren, zum anderen, wie ein Einbandpapier von selbst Risse kriegt. Ich war schon drauf und dran, in dieser verlassenenen, lichtlosen Volksbibliothek, vergessen zwischen schimmeligem Papier, langsam zu verfaulen.

Als gegen Mittag die Feuchtigkeit zunahm und die mit bloßem Auge kaum erkennbaren durchsichtigen Milben mich von allen Seiten umdrängten, wurde ich vor Juckreiz fast verrückt. Diesem großen Volk, das sich zwischen den Buchseiten vermehrt, genügte es offenbar nicht, die ganze Bibliothek zu erobern. Sie wollten wohl auch mich auffressen und fielen in Scharen über mich her. An jenem Tag konnte ich den Juckreiz

einfach nicht mehr aushalten und ging, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, zum Mittagessen hinaus.

Die Menschen sind nicht gewöhnt, mich tagsüber draußen zu sehen. Als ich den Teegarten am Markt ansteuerte, starrten mich die Händler, die vor ihren Läden dösten, die Alten, die auf den Balkonen die Zeit totschlugen, und die in den Vorgärten versammelten Frauen mit leeren Blicken an und tuschelten miteinander. Warum erkundigte sich kein Mensch nach der Gesundheit meines Vaters? Auf dem Weg kaufte ich mir in der Bäckerei ein Mohnteilchen. Der Bäcker nahm, ohne mich anzugucken, das Kleingeld aus meiner Hand und warf es in die Tasche seiner angegrauten Schürze. Ich ging zum Kaufladen und verlangte zwei Scheiben Schmelzkäse. Muzaffer Kardeş, der wie eine Spinne hinter dem Tresen lauerte, ließ sich möglichst viel Zeit, ehe er den in Goldpapier eingeschlagenen gelben Schmelzkäse aus dem Kühlschrank holte. Alle diese Details, normal für Menschen, die einander nicht ausstehen können, erschienen mir vollkommen ungewöhnlich, da sie auf ein fast unheimliches Schweigen hinwiesen. Als hätten sich alle verabredet, mich nicht anzusprechen. Kein Mensch wollte von mir hören, ob ich Nachricht von meiner Mutter hätte, ob ich meinen Vater zum Arzt gebracht hätte und an welche Fabrik ich die Traubenernte aus unserem Weinberg verkauft hatte. Das bedeutete also, es ging ein Gerücht über mich um. Eine unerfreuliche Geschichte hatte das Zentrum der Insel erobert, ohne dass ich selbst es mitbekommen hatte.

Die Nachbarn, die mich normalerweise gefragt hätten, was wirklich vorgefallen war, mich dann mit reichlich Vorwürfen und Mahnungen überschüttet und für angemessene Zeit isoliert hätten, verhielten sich mir gegenüber vorsichtig, sie hielten Abstand. Dieses Schweigen kannte ich. Es glich einem

stummen Gemetzel. Ohne Feindschaft, Hass oder Schläge zu spüren, wirst du immer tiefer in eine felsige Einsamkeit getrieben. Da das Gerücht mich wohl mehr als andere Menschen verunsicherte, wurde mein jahrelang von niemandem beachteter Körper so unübersehbar wie die großbrüstige Göttinnenstatue auf dem zentralen Platz der Insel. Diese Statue hatte ich von Anfang an grauenhaft gefunden. Die Bronzefrau mit pupillenlos leerem Blick streckte ihre Arme nach mir aus, um mich gänzlich zu verschlingen; sie wartete darauf, dass ich mich in ihren Schoß schmiegte. Ich glaube, so ähnlich empfanden das alle, denn kaum jemand setzte sich auf die Bänke dem Standbild gegenüber. Als sich um mich herum dieses misstrauische Schweigen ausbreitete, wurde auch ich plötzlich zu Bronze wie eine Statue. Mein Bronzestatus ging noch darüber hinaus. Ich konnte spüren, wie die in meiner Haut gelöste Legierung sich ohne mein Zutun verfestigte. Jeder betrachtete mich und formte mich dabei; ich war verurteilt, mich formen zu lassen, und konnte mich nicht rühren.

Nachdem ich ein paar Tage diese urteilenden Blicke geduldig ertragen hatte, ging ich zu Latife Keşal. Auf dem Marsch zu ihrem von allen gemiedenen Haus ahnte ich nicht, dass ich von jetzt an meinen Weg nicht mehr ohne sie finden würde.

Latife Keşal war die einzige Zigeunerin auf der Insel, die ihr Zigeunertum mit Stolz trug. Sie war eine mandelfarbene Frau. Mit Baritonstimme formte sie lange Sätze, ohne die zwischen die Lippen gepresste Zigarette aus dem Mund zu nehmen, und aus ihren Augen, die sie wegen des Rauchs zukniff, blitzte ein beängstigendes Licht. Ich hätte sie tagsüber bloß bei einer Gelegenheit draußen sehen können, nämlich wenn sie nach dem Ruf zum Abendgebet zum Einkaufen ging. Auf dem Rückweg trug sie dann immer eine in Zeitungspapier eingewickelte kleine Flasche Raki, während sie mit den Leuten, die ihr begeg-

neten, über alltägliche Neuigkeiten redete. Der Schwung ihrer breiten Hüften war in seiner Maßlosigkeit eine bizarre Herausforderung. Indem sie uns ihre Witwenschaft vor Augen führte, ließ sie uns völlig vergessen, dass sie eine Frau war. Wenn sie ging, schwangen tote Männer an ihrem Rock. Ich suchte sie auf, weil sie nichts vergaß und sich um nichts scherte. Natürlich sammelten sich alle Geheimnisse der Insel bei Latife, dort wurden sie zu etwas Normalem und verloren ihre Wichtigkeit. Sie allein vermochte mir zu sagen, was um mich herum los war, sie, deren Furchtlosigkeit alle besiegt hatte.

Als ich die Tür öffnete, schlug mir ein scheußlicher Geruch entgegen. Der Gestank nach Anis, Katzenpisse und verdorbenen Essensresten. Ich hielt die Luft an und wartete, dass ich hereingebeten wurde. Sie lud mich in den Hinterhof des einstöckigen Hauses ein und bot mir ein von den Katzen zerschlissenes Kissen und ein Glas Raki an. Alles war voller Katzen, eine streitsüchtige Familie, deren Mitglieder einander kaum ähnlich sahen. Sie sprangen auf die Tische, steckten ihre Pfoten in die Vorspeisenteller und kletterten herum. Was ich auch anfasste, ich hatte die Hand voller Katzenhaare. Ein eigenartiges Kratzen schnürte mir die Kehle zu. Schon bereute ich es tausendfach, hierhergekommen zu sein, dabei bemühte ich mich, die alltäglichen Fragen Latifes zu beantworten.

»Was macht die Arbeit?«

»Na ja, wie immer wohl.«

»Hast du was von deiner Mutter gehört?«

»Nein.«

»Die wird doch wohl nicht gestorben sein?«

»Dann hätten wir es erfahren.«

»Wartet dein Vater immer noch?«

»Ja.«

»Trinkt er wieder?«

»Ja.«

Latife Keşal zog an ihrer Zigarette und schaute mich mit einem grausamen Lächeln an. Sie hob das Glas und prostete mir mit einem Heben der Augenbraue zu. Ich nahm einen Schluck, doch konnte ich das ekelhafte Giftzeug kaum runterkriegen. Das Glas war klebrig. Alles war schmutzig, fleckig, von einer Fettschicht überzogen. Wenn ich nicht trank, würde sie kein Wort mit mir reden. Unwillkürlich wurde ich vor Verlegenheit rot. Mein Rachen brannte, und von dem scharfen Geruch wurde mir übel. Noch ein Schluck. Als sie im Garten Licht machte, stürzten sich große Fliegen auf uns. Der Tomatensalat war nach einiger Zeit vor lauter Fliegen nicht mehr zu sehen. Auf der Erde lagen Zigarettenkippen, in den Fressnäpfen stanken die Essensreste, überall lag Abfall. Man hätte das ganze Haus abbrennen sollen. Mit all dem Dreck trotzte Latife Keşal der Insel, und solange ich nicht auch dreckig war, würde ich nicht mit ihr sprechen können. Am besten war es, ich betrank mich. Nach dem dritten Glas hatte Latife sich an mich gewöhnt. So wie man sich an ein neues Katzenjunges gewöhnt. Dennoch hatte ich die Fragen, die mich innerlich zerfraßen, bisher nicht stellen können. Endlich entschloss sie sich wohl, mich nicht länger auf die Folter zu spannen, und fragte, ob ich einen Mokka wollte. Ich hatte bisher durchgehalten, ein bisschen konnte ich wohl noch durchhalten. Ja, sagte ich, mit Zucker. Darauf bot sie mir an, als wäre das ein Geschenk, mir aus dem Kaffeesatz zu lesen. Einverstanden, sagte ich. Nun war plötzlich der ganze Schmutz Latifes zu meinem geworden. Schmutzig werden, ging es mir durch den Sinn, ist wohl wie das Betreten einer anderen Zeitebene.

Um mit dem Sprechen beginnen zu können, brauchte sie unbedingt ein Glas Raki. Durch Zugabe von Wasser verfärbte

sich die Flüssigkeit und das Weiße stieg hoch wie Nebel. Wenn sie nicht trank, konnte sie nicht deuten, was in der Tasse zu sehen war. Nachdem sie lange nachgedacht hatte, fing sie an, von einem Gedränge zu sprechen.

»Eine Rote seltsamer Wesen, sie stecken die Köpfe zusammen und brummeln etwas, das dich betrifft. Halb Mensch, halb Tier, eine Herde Missgeburten. Da sind gehörnte Männer und Frauen mit Schwänzen. Die sind in der Hölle. Ihr Atem bildet schwarze Wolken. Sie brauen dir ein schlimmes Schicksal. Ihre Gedanken haben sich schon ausgebreitet. Du bist von vergiftetem Gerede umzingelt. Jedes Wort bricht einzeln über dich herein.

Ein Mann ist in deinen Armen. Viel älter als du, weit über fünfzig. Mit dickem Bauch, kräftigen Haaren, fleischigem Gesicht. Sein einer Fuß steckt in der Grube, er stützt sich auf dich. Ihr seid einander zugewandt. Die Zunge des Mannes ist lang und länger und hat sich um deinen Hals gewickelt. Du kannst dich nicht befreien. Ihr kämpft auf Leben und Tod miteinander. Es ist nicht klar, wer sterben soll, er oder du. Ihr habt euch gegenseitig am Hals umklammert. Du bringst es nicht über dich, ihn zu töten, aber es scheint unausweichlich. In der Hand hältst du ein Messer, du bist dabei, zuzustechen.«

Noch ehe Latife Keşal die Tasse losließ, war ich schon wütend aufgesprungen. Ich fuhr so heftig hoch, dass ich mit dem Kopf an die Glühbirne stieß, die über uns baumelte. Die Katzen, die sich um mich gelagert hatten, stoben in alle Richtungen davon. Im ganzen Garten fingen die Lichter an zu schwanken. Latife Keşals verwunderte Augen fragten, was denn los sei.

Ich ballte die Fäuste und schrie: »Das ist ja unerhört! Wie kann ein Mensch seinen eigenen Vater umbringen!«

## *Berührungen*

Als ich aus Latife Keşals Haus kam, schien mir, als wäre ich irgendwo auf tiefstem Grund gewesen und in die Nacht hinaufgeklettert. Die schlechten Gerüche waren urplötzlich abgeschnitten. Die Dunkelheit umhüllte mich mit ihrem Brausen. Was stellte ich mir nicht alles vor in dieser funkelnden Schwärze: Ich würde zum Hafen laufen und dort alle Kneipen absuchen, bis ich meinen Vater gefunden hätte, und dann vor allen Leuten ausrufen, ach mein Herzensväterchen, du bist doch der Einzige, den ich noch habe, wie könnte ich dich je töten!

Was für ein sauberes Ableugnen im Angesicht der Fragesteller das wäre! Ich war von dem Gerücht verwirrt und kaum in der Lage, auf meine innere Stimme zu hören. Doch dann, auf dem Weg durch die engen Gassen zum Hafen, sah ich ein paar Szenen vor mir, in denen ich meinen Vater wirklich umbrachte. Ich verbrühte ihn mit kochendem Wasser, stieß ihm das Messer in die Brust ... Dabei verlangsamten sich meine Schritte. Die Frauen, die Sonnenblumenkerne knabbernd vor den Türen saßen, verstummten vor Schrecken, als sähen sie dieselben Bilder wie ich. Im Schein der Straßenlaterne schaute ich meine Hände an. Sie waren klein, sauber und gehörten nicht zu mir. Sie waren aufgeteilt auf zwei Gedanken. Die eine kämpfte in rührender Aufregung um die Liebe zum Vater, die andere streckte sich unheilbringend über ihn aus. Was mich mehr als das Gerücht als solches verstörte, war die Glaubwürdigkeit dieser schrecklichen Geschichte. Man hatte mir einen hinterhältigen Mord zugetraut. Und das Schlimme war, ich hatte meine Hinterhältigkeit sofort akzeptiert.

Natürlich hatte auch ich mich immer wieder vom Klatsch verlocken lassen, der uns die langweilige Zeit auf der Insel vergessen ließ. Wir hätten die unbeschreibliche Langweile, die uns

innerlich zerfraß, nicht ausgehalten ohne die meist frei erfundenen, mehr oder weniger übertriebenen Gerüchte, die nahezu alle drei Monate auftauchten und vor allem Frauen oder einen der Jugendlichen betrafen. Es war wie bei primitiven Stämmen, die ihren Göttern Opfer brachten, indem sie einen aus ihrer Mitte auswählten. Offensichtlich traf es am Ende der dreimonatigen Phase nun gerade mich. Andererseits hätte der sogenannte Klatsch doch wenigstens etwas vergnüglich sein sollen. Meine Erzählung dagegen kündete von einer grauenhaften Tragödie, wie sie sich in der Geschichte der Insel noch nie ereignet hatte. Dabei galt ich als einsam. Viel einsamer als alle, die sich gegenüber den anderen aus Einsamkeit ein dickes Fell zugelegt hatten. Wenn jemand über andere irgendetwas schwatzt, dann bringt er mehr oder weniger das zur Sprache, was er von sich selber weiß. Du kannst im anderen nicht Dinge sehen, die nicht in dir sind. Dadurch entsteht eine geschwisterliche Verbindung, selbst wenn sie unterschwellig feindselig ist. So war auf der Insel jeder wohl oder übel mit mir zusammen schuldig, doch sie luden die Schuld ganz allein mir auf. Es hatte keinen Sinn, sich dagegen zu wehren. Entweder wartete ich geduldig ab, bis ein neues Gerücht entstand und man mich vergessen würde, oder ich tat ihnen den Gefallen und tötete meinen Vater.

In jener Nacht fand ich meinen Vater in der Kneipe von Eşber. Man sah ihm an, dass seine Leber schlappmachte. Sein Unterkiefer hing ihm herunter, und er war erschöpft, sowohl vom Trinken als auch vom Sprechen. Anfangs hatte ich nicht verstehen können, was er mit seinen Freunden noch zu reden fand, mit denen er das gesamte Leben verbracht hatte, abgesehen von den Jahren beim Militär. Warum tranken diese alten Männer, die in angrenzenden Häusern wohnten, die im selben Festgarten beschnitten worden waren, die im selben Hochzeitssalon



geheiratet hatten und deren Geschäfte in ein und derselben Straße lagen, flüsternd und traurig ganz für sich an ihrem Tisch? Doch dann bemerkte ich, dass der Zeitpunkt, an dem diese Treffen begonnen hatten, nicht alltäglich war, sondern zusammenfiel mit dem Auftreten von Leiden, die ihr Leben geprägt hatten, und ich fing an, über ihre Gesprächsthemen mehr oder weniger Vermutungen anzustellen. Ihr Mittwochsmahl in Eşbers Kneipe hatte begonnen, als Ilias Ritsos Geld an der Börse verloren hatte und seine Weinberge billig veräußern musste, als Rıza Filiz sich in seine Stieftochter verliebt und sich sehr geschämt hatte, verliebt zu sein, und als meine Mutter das Haus verlassen hatte. Diese drei Männer wärmten bei den Mittwochssitzungen ihre Verfluchungen, ihr Bedauern, ihr gegenseitiges Mitleid auf, während die anderen Tage der Woche durch das Funkeln ihrer zu Brillanten geschliffenen Leiden Glanz gewannen. Ihr könnt euch mehr oder weniger vorstellen, in welcher Weise ein Leid der beschriebenen Größe das Gesicht eines Menschen zeichnet. Ein Leid zu nähren schafft eine schwer zu beschreibende Genugtuung. Es wird einigermaßen deutlich, dass er im Recht ist, und die unerträglichen Charakterzüge verwandeln sich in verzeihliche Fehler. Ilias Ritsos, Rıza Filiz und mein Vater Kutsi Karaca verdankten die Unantastbarkeit, die sie sich auf der Insel erworben hatten trotz all ihrer Launenhaftigkeit, Unzuverlässigkeit, ja Unerträglichkeit, dem Pech, einer anstößigen Liebe und einer Frau, die fortgegangen war.

Als ich in die Kneipe trat, wurde es eisig still. Unter einem Dach aus Zinkblech saßen an benachbarten Tischen müde Männer in Gruppen und hörten inmitten von ausgepulten Garnelen, abgenagten Knochen, Fischgräten und wässerigen Salaten der schnulzigen Arabeskenmusik zu, während sie sich an ihre Gläser klammerten, die fettige Spuren trugen. An den Wänden

hingen an Nägeln tote Meeresgeschöpfe. Vertrocknete Seesterne, Schwämme, ein riesiger Schwertfisch ... Ich schaute allen einzeln in die Augen. Sie wussten es. Sie waren sich sicher, dass ich meinen Vater töten würde. Sogar Yorgos, der am Tisch in der Ecke saß, musterte mich misstrauisch. Als mein Vater sah, dass ich hereingekommen war, senkte er unbehaglich den Kopf und schenkte sich Wein nach. Das bedeutete, noch ein letztes Glas, danach würden wir gehen. Also war er vollkommen ahnungslos. Sein erbärmliches Flehen wirkte nicht anders als sonst. Ich war sehr überrascht. Es war wirklich ein Wunder, dass mein Vater noch überhaupt nichts mitbekommen hatte. Fast war ich überzeugt, dass er eine Rüstung besaß, die ihn der Insel gegenüber unempfindlich machte.

›Fast‹ sage ich, denn die Mutmaßungen auf dieser Insel sind viel massiver als die Mutmaßungen der Menschen auf dem Festland. Sie wirken sofort nach innen und dringen bis ins Mark des Menschen. Auch wenn das Ferment jeder Mutmaßung Übertreibung und Irrtum sind, den Grund für ihre Existenz verdankt sie einem Zufall. Doch die Zufälle hier auf der Insel sind viel wirkungsvoller, sei es, weil das Leben vom Meer eingekreist ist, sei es, weil man unausweichlich der Natur ausgesetzt ist bei jedem Sturm, bei Ebbe und Flut, bei jedem Erdbeben und Wolkenbruch. Du schaust zu, wie sich alltägliche Dinge von selbst entwickeln und sich plötzlich in etwas Erschreckendes verwandeln, dem man mit Schauern begegnet. Natürlich gibt es außer den tragischen Vorfällen, die unser Leben nachdrücklich beeinflussen, auch plötzlich auftauchende kleine Dinge. Und die großen Überzeugungen, die sich aus diesen kleinen Dingen entwickeln ...

Beispielsweise hatte ich eine Zeitlang an der rechten Leiste, dort wo der Slip endet, ein niedliches Muttermal. Es war wirklich ein süßes Ding, ein diffuser Fleck wie von rötlichem Kaffee auf der Weiße meiner Haut. Es nährte meine Hoffnung, eine

außergewöhnliche Frau zu werden, und war ein Zeichen dafür, dass ich mehr Frau sein würde als alle Frauen auf der Insel. Eines Tages, ich glaube, ich war elf Jahre alt, zeigte ich beim Thymiansammeln Yorgos mein Muttermal. Er fragte mich, ob er es berühren dürfe, und ich sagte, fass es ruhig an. Sein unsicherer Zeigefinger berührte zart meine Leiste, als wollte er mein Muttermal nicht zerstören. Eine ganz kleine Wärme ... Ein seltsames Gefühl, eines, das den Menschen mit seinem Körper versöhnt, durchzuckte mich. Mehr noch als von Yorgos berührt zu werden gefiel mir die Art seiner Berührung, einerseits wie er seinen Finger ausstreckte, andererseits sein Bemühen, nicht mit der Wimper zu zucken. Da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Ich bemerkte es, als ich am nächsten Tag auf die Toilette ging. Mein Muttermal war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Nach ein paar Tagen fand ich es auf meiner linken Handfläche. Es war gleich unterhalb der Liebeslinie; derselbe Fleck, wie verwischte Schokolade ... Ich wurde sehr wütend auf Yorgos. Als hätte er mein kostbarstes Schmuckstück erst gestohlen, dann hätte es ihm leidgetan und er hätte es zurückgebracht, aber an die verkehrte Stelle. An eine Stelle, wo jeder es sehen konnte ... Von diesem Tag an wurde ich die Gefangene von Yorgos. Aus der abscheulichen Schuld, die sich in seinem Gesicht spiegelte, entwickelte sich, als er älter wurde, eine besitzergreifende Leidenschaft. Nachts, wenn mein Vater in der Kneipe war, stand er frech vor unserem Haus, und ehe ich noch die Tür öffnete, hatte er die Knöpfe seines Hemdes schon aufgeknöpft. Er liebte mich nicht, aber er erlaubte auch nicht, dass ich mich von ihm befreite. Sicherlich ist das, was ich da erzählt habe, reiner Zufall. Selbstverständlich können manche Muttermale ganz plötzlich entstehen und ebenso unerwartet wieder verschwinden. Aber ein Muttermal hatte auch vermocht, das Verhältnis zwischen Yorgos und mir zu verändern. Ich weiß nicht, ob ich eine andere Frau gewor-

den wäre, wenn er nicht das Muttermal von meiner Leiste gestohlen hätte. Wie schon gesagt, ich konnte nicht anders, als blind daran glauben. Denn auf dieser Insel verändert sich niemand ohne Erlaubnis.

An dem Abend, als ich meinen Vater aus der Kneipe abholte, kam Yorgos in einer machohaften Art, die ich bei ihm nicht gewöhnt war, auf mich zu und sagte: »Los, geh du mal. Ich bringe deinen Vater nach Hause.« Das erinnerte mich an die Tage, an denen er sich rasch mit seinem ganzen Gewicht auf mich geworfen hatte ... In seinem Gesicht lag ein besitzergreifendes Lächeln. Zu anderen Zeiten wäre ich den Worten von Yorgos gefolgt und brav nach Hause gegangen. Dabei war ich inzwischen, wie jeder wusste, zu einem gefährlichen Wesen geworden. »Nichts da!«, sagte ich, »ohne meinen Vater gehe ich überhaupt nirgends hin!« Yorgos trat zwei Schritte zurück. Er bemerkte die tödliche Kraft, die sich unter den Worten ›Nichts da‹ verbarg und erschrak, als wollte ich, nackt, ihn plötzlich herausfordern. Auf einmal hatte ich in mir eine ungeheure Kraft. Was für ein wertvolles Kennzeichen das war, angsteinflößend zu sein. Sogar ohne Blutvergießen hatte ich schon meinen Platz unter den Gewalttätigen der Insel gefunden.

Ich stieß Yorgos zur Seite und trat an den Tisch, ergriff meinen Vater unter den Achseln und zog ihn auf die Füße. »So, nun mal los, du hast genug getrunken!« Er hatte keine Kraft, sich zu widersetzen. Ich ließ ihn sich ordentlich die Jacke anziehen, die auf der Stuhllehne hing. »Du hast geschwitzt, erkälte dich nicht ...« War das Fürsorge meinerseits oder ein Befehl? Das war nicht zu erkennen. Niemand konnte unterscheiden, ob ich seine Tochter war oder sein Todesengel. Ich verabschiedete mich von allen in der Runde und hängte mir zum Abmarsch den Arm meines Vaters über die Schultern. An der Tür drehte ich mich noch mal um und rief sogar: »Also, meine Herren,

auch Sie sollten nicht mehr lange rumtrödeln! Zu Hause werden Sie erwartet ...«

Um nicht den ganzen endlosen Weg am Yachthafen entlanglaufen zu müssen, nahmen wir die Abkürzung durch den Park. Mein Vater brabbelte ununterbrochen, er murmelte vor sich hin. Als wir zum Teegarten unter den Platanen gekommen waren, verweilten wir ein wenig, um Atem zu schöpfen. Es war längst nach Mitternacht, und alle Lichter des Teegartens, bis auf eine einzige Glühbirne, waren gelöscht. Süha Melek saß unter dem grellen Licht der Glühbirne ganz allein da, sein Kinn auf der Brust, und dachte schwarze Gedanken. Von seiner Zigarette, die er in der hohlen Hand verborgen hielt, schlängelte sich der Rauch. Als wir an ihm vorbeigingen, drehte er sich nicht um und schaute uns nicht an. Vielleicht bemerkte er uns auch nicht. Wir waren noch nicht viel weiter, als mein Vater plötzlich strauchelte und sich so auf mich lehnte, dass ich seinem Gewicht nicht mehr standhalten konnte. Ich rief: »Süha! Sei so gut und hilf!« Ich schaute zurück, doch Süha war völlig weggetreten. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und schaute in die Tiefe des Parks. Er hörte mich überhaupt nicht.

Mit Mühe und Not kamen wir schwankend nach Hause. Vom Gewicht meiner Last waren mir die Arme abgestorben. Zuerst ließ ich meinen Vater sich schön hinsetzen, gab ihm Salbeitee mit Honig zu trinken und rieb ihm den Rücken mit Tausendgüldenkrautöl ab. Als ich sah, dass seine Unterwäsche vergilbt war, wechselte ich sie ihm. Er war nicht gewöhnt, von mir berührt zu werden, darum fiel es ihm schwer, sich einer derartig anstrengenden Zärtlichkeit zu überlassen. Er stieß mich mehrmals weg. Nach einer Weile sank er aufs Kanapee und blieb liegen. Ich ging in sein Zimmer und zog die gesamte Bettwäsche ab, die schon fast am Verrotten war, öffnete das Fenster und leerte die proppenvollen Aschenbecher. Die üble Luft im Zimmer wurde ein wenig frischer. Ich brachte die